

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Aus der Heimat - über die Heimat

Albrecht, Karl

Frankfurt a.M. [u.a.], 1908

Anhang für Schulen des deutschen Nordwestens. (Quinta.)

urn:nbn:de:gbv:45:1-7850

Anhang

für Schulen des deutschen Nordwestens.

(Quinta.)

Inhalt:

Nr.	Seite	Nr.	Seite
1. Der Ursprung des Klosters zu Rastede	1	10. Wangerooge	23
2. Sagen vom Neuenburger Urwald	2	11. Der Besuch auf dem Pachtthofe	26
3. Hude	5	12. Der Musketier und sein Hauptmann	29
4. Die Oldenburger bei Le Mans	6	13. Der kostbare Stuhl	30
5. Die Weser	7	14. Das Mondlicht liegt auf bleicher Heid'	31
6. Vom höchsten Punkte zwischen Unterelbe und Unterweser	12	15. Der träumende See	31
7. Der Zwischenahner See	17	16. Erhebe deine Schwingen	32
8. Die Watten der Nordseeküsten	18	17. Die Dörpfglock	32
9. Das Steinhuder Meer bei Rehburg	20		

I. Der Ursprung des Klosters zu Rastede.

Bucholz. Aus dem Oldenburger Lande. Oldenburg 1889.

In der von seinen Vätern ererbten Grafschaft, welche Rüstingen, Stedingen, Ammerland und ein gut Stück von Sachsen bis zu der Holsaten Land umfaßte, saß der alte Graf Huno, der Sohn des Markgrafen Udo und der Gräfin Ida, mit seinem Weibe Willa und seinem einzigen Sohne Friedrich. Noch stand kein festes Schloß zu Oldenburg, und es war keine Hauptkirche in ganz Ammerland, außer in Wiefelstede. Aber Huno und die Seinen waren mildtätigen Sinnes, und um der Not des Gottesdienstes abzuhelpen, gründeten sie die Dorfkirche zu Rastede, dem heiligen Ulrich zu Ehren. Als nun die Kirche mit schönen Gebäuden fertig war, ließ der Graf absonderlich für sich und seine Gemahlin eine Kapelle unter dem Chore erbauen, der heiligen Anna zu Ehren, der Mutter Mariens, wohin die Gatten sich still im Gebet zurückzogen, wenn sie der Last der weltlichen Geschäfte enthoben waren.

Zu dieser Zeit ereignete es sich, daß der Kaiser einen Reichstag aller Fürsten und Herren nach Goslar entbot. Das Alter und der Eifer frommer Werke jedoch verhinderten den Grafen Huno, dieser Einladung Folge zu leisten, weshalb Neider ihn als Treulosen bei



seinem Landesherrn verleumdeten. Eine neue Ladung erging an ihn zugleich mit der Aufforderung, einen starken Kämpfer mitzubringen, der nach Friesenart mit dem Kämpfer des Kaisers stritte. Des Kaisers Kämpfer aber war ein großer Löwe, dem man wenig Kost gereicht hatte, um ihn desto grimmiger gegen seinen Feind zu machen. Als nun der Graf mit seinem Sohne im Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit im Lager des Kaisers ankam, befahl dieser dem jungen Manne, des Vaters Unschuld durch einen Kampf mit dem wilden Tiere zu erweisen. In schmerzlicher Bestürzung flehte der alte Graf zu Gott, daß er ihm, wie einst dem Abraham, seinen Sohn erhalten möge. Er tat ein Gelübde, zu Ehren der heiligen Jungfrau ein Kloster zu bauen, falls sein Sohn aus dem Rachen des Löwen wunderbarlich sollte errettet werden.

Graf Friedrich aber ging mutvoll in den Kampf und besiegte den Löwen, indem er ihm einen Strohmann vorhielt, auf welchen die Bestie losjprang, worauf er ihr das Schwert in die Seite stieß. Mit offenen Armen empfing der Kaiser den Tapferen, hängte ihm den Kriegsgürtel um und beschenkte ihn mit einem Ringe und verschiedenen Gütern in Westfalen. Graf Huno wurde wieder in seine Grafschaft eingesetzt und von aller Lehnspflicht befreit.

Dank erfüllt begann der Graf jetzt den Bau des Klosters in Rastede und stiftete dabei ein Kollegium von Weltgeistlichen, das er mit reichen Gütern bedachte. Dann starb er und wurde mit großer Feierlichkeit im rechten Umgange des Klosters vor dem Altare Johannes' des Täufers begraben. Kranke, die ihn hier zu besuchen kamen, wurden durch Wunder geheilt. Gräfin Willa beschloß ihr Leben in frommen Andachtsübungen und wurde neben ihrem Gatten beigesezt. Ihr Sohn Friedrich vollendete den Bau des Klosters. Er starb im hohen Alter.

2. Sagen vom Neuenburger Urwald.

Poppe. Zwischen Ems und Weser. Oldenburg und Leipzig. 1888.

Der Neuenburger Urwald ist reich an Sagen. So wird über die Entstehung des Urwaldes folgendes erzählt:

Tausend Jahre mag es her sein, da lebte im Neuenburger Schlosse ein Graf, ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn. Eines Tages, als er, der Jagdlust frönend, ein Reh verfolgte, blieben seine Ritter und Knappen hinter ihm zurück. Wo jetzt die Jungfernbrücke ist, konnte das Reh nicht weiter, ermattet und traurig, wie um sein Leben flehend, blickte es den Grafen an. Dieser aber holte schon mit seinem Speere zum tödlichen Wurf aus, aber siehe da, das Reh ist im Nu verschwunden, und an seiner Stelle steht ein Weib in schneeweisem Ge-

wande, schön wie die Sonne. Lange, goldene Haare flossen über den schneeweißen Nacken, und große, himmelblaue Augen schauten den Grafen so treuherzig und bezaubernd an, daß der Speer seiner Hand entsank. In sich gefehrt, träumend und weltvergessend fanden ihn bald die Ritter und Knappen; aber die weiße Frau war verschwunden und nirgends zu finden.

Traurig ritt der Graf heim, aß, trank und schlief nicht, brachte aber den ganzen Tag bei der Brücke zu, wo er vergebens auf das Wiedererscheinen der weißen Frau wartete.

Endlich verschrieb er sich mit Leib und Seele dem Teufel, der ihm dafür die weiße Frau zum Weibe verschaffte. Nur zwei Jahre sollte die glückliche Ehe, der auch ein Prinz entsproß, dauern; alsdann wollte der Teufel, wie es in dem Höllenpakt in aller Form abgemacht war, den Grafen holen. Als die Frist verstrichen war, stellte sich auch pünktlich um Mitternacht der Höllenfürst ein und packte den Grafen am Genick, um mit ihm zur Hölle zu fahren. Vergebens schrieten Mutter und Kind, vergebens bat der Graf, ihm nur noch zu einer Aussaat und Ernte Zeit zu geben, erst als auch die Gräfin, die nicht von ihrem geliebten Manne lassen wollte, sich dem Bösen förmlich verschrieb, gewährte er die erbetene Frist.

Aber was half ihnen das! Näher und näher rückte der verhängnisvolle Tag. Traurig und ratlos schlich der Graf umher.

Da begab es sich eines Tages, daß er auf dem Felde einen pflügenden Bauern antraf. „Was willst du dort säen?“ fragte der Graf. „Eicheln,“ antwortete der Bauer. „Was?“ sagte der Graf, „wann gedenkst du denn davon zu ernten?“ „Ja, sehen Sie, Herr Graf,“ erwiderte der Bauer, „ich für meine Person habe zwar genug, aber ich muß auch für meine Kinder und Kindeskinde sorgen. Wenn nun zu einer Bauernstelle ein ordentlicher Busch gehört, dann ist der Grunderbe geborgen. Handelt es sich dann um die Abfindung der abgehenden Kinder, so wird nur ein Teil Eichen umgeschlagen und verkauft, und die Summe ist zur Stelle, ohne daß der Grunderbe etwas davon merkt. Darum säet ein echter Bauer, der für seine Stelle sorgt, Eicheln.“

Köstlich! dachte der Graf; was man nicht alles von einem Bauern lernen kann! Jetzt werde ich schon mit dem Bösen fertig werden!

Andern Tages mußten alle Bauern sämtliche gräfliche Ländereien im Hofdienst umpflügen und mit Eicheln besäen.

Als nun am bestimmten Tage der Schwarze wieder kam, um den Grafen und seine Frau beim Worte zu nehmen, lachte ihm dieser ins Gesicht und sagte: „Oho, so haben wir nicht gewettet! Ich habe nur Eicheln ausgesäet, und die sind erst eben angekommen und noch lange

nicht reif.“ Verblüfft stand der betrogene Teufel da und ergab sich in die Rolle des Fuchses, dem die Trauben zu hoch hängen.

„An einem Grafen ist mir nichts gelegen,“ polterte er. „Ich habe von der Sorte bereits genug in der Hölle. Geh denn meinetwegen frei aus, deine schöne Frau wird dir die Hölle schon heiß genug machen.“

Fort fauste er durch die Luft, und ein langer Feuerstrom, gleich einem Kometenschweife, folgte ihm. Der Graf lebte mit seiner holdseligen Frau noch manches Jahr froh und glücklich im Neuenburger Busch, den er gesäet hatte. Als sie endlich starben, konnten sie weder in den Himmel noch in die Hölle kommen und müssen nun solange im Walde umgehen, als er steht. Wohl mancher hat nachts im Mondenschein die weiße Frau bei der Jungfernbrücke gesehen, und den Grafen kann man in stürmischer Nacht als wilden Jäger durch den Wald jagen hören.

In neuerer Zeit spielt folgende Sage:

Von Bockhorn nach Neuenburg führt ein einsamer Waldpfad. Geht man diesem Wege nach, so kommt man bald an eine Brücke, wo es nicht ganz geheuer ist. In mond hellen Nächten tanzen hier die Waldjungfrauen, und die Brücke heißt deshalb die Jungfernbrücke. Nun geschah es einmal, daß um Mitternacht ein vorwitziger Bursche, soeben von einem fröhlichen Gelage kommend, des Weges wanderte. In übermütiger Weinlaune unterfängt er sich, die Nymphen zu necken und herauszufordern. „Heraus, ihr Jungfern,“ ruft er, „euer Waldgott ist hier!“ — Keine Nymphe erscheint; da untersteht er sich gar zu pfeifen, daß es laut durch den Wald gelst. Auf einmal erhebt sich ein unheimliches Brausen in den Eichenwipfeln, drei Nymphen, in weiße Nebelschleier gehüllt, umkreisen ihn, ziehen auch ihn in den schwindelnden Wirbel des Tanzes, versetzen ihm endlich eine derbe Ohrfeige und verschwinden darauf sichernd im Gebüsch. Dem Burschen gruselt's, und ohne zu wissen wohin, wankt er fort. Aber wunderbar, alles erscheint ihm jetzt verdreht und vertauscht. Wenn er der Nase nachgehn will, so strauchelt er, bald wollen die Beine, bald will der Kopf nicht mit fort. Auf gut Glück geht er vorwärts, bis er endlich erstaunt vor dem noch erhellten Wirtshause anlangt, das er vor einer Weile verlassen hat. Mit vieler Mühe findet er die Treppe hinauf in die Gaststube, wo seine lustigen Genossen noch zechend um den Tisch sitzen. Als sie ihn erblicken, fahren sie erschrocken zurück; denn sein Kopf sitzt verkehrt auf dem Rumpfe, das Gesicht rückwärts gewandt. Nachdem sich der erste Schreck gelegt, dringen sie mit Fragen in ihn, und er erzählt sein Abenteuer. Nach langem Beraten und Sinnen kommt man auf den Einfall, der Arme müsse da Heilung suchen, wo er den

Schaden geholt. Zwar sträubt sich anfangs der Unglückliche, den Weg nach der Brücke noch einmal zu machen, nach vielem Zureden faßt er sich jedoch ein Herz und geht fort. Als er bei der Brücke angekommen ist, ruft er mit verstellter Stimme dieselben Worte wie vorhin. Nicht lange währt es, und die Jungfrauen umschweben ihn wieder, reißen ihn in ihren Wirbel, daß ihm Hören und Sehen vergeht, versetzen ihm schließlich eine Ohrfeige und schlagen sich mit Lachen seitwärts in die Büsche.

Wunderbar erleichtert, wenn auch mit singenden Ohren, kommt der Bursche zu seinen Kumpanen zurück, die ihn mit lautem Jubel umringen, denn die nochmalige Ohrfeige hatte alles wieder ins Gleiche gebracht, die Nase saß ihm wieder nach vorn gewandt.

3. Hude.

Drittes Bremer Lesebuch. B. 5. Aufl. Bremen, 1885.

Hude liegt auf einem Vorsprung der Geest, traulich versteckt im Grün der hohen Tannen, Eichen und Buchen. Zu Hude befinden sich die malerischen Ruinen eines ehemals berühmten Zisterzienser-Mönchsklosters, das um das Jahr 1236 gegründet und 1536 und 1538 vom Bischof Franz von Münster zerstört wurde. Von dem mächtigen Klostergebäude selbst, das einst 300 Mönchszellen hatte, ist keine Spur übrig als ein Teil des alten Kellers und darüber das Küchengebäude, jetzt in ein Wirtshaus verwandelt. Von der gotischen Kirche sind indes noch schöne, bedeutende Reste erhalten. In einem Winkel des wunderschönen, waldigen Parks ragen die hohen, roten Trümmer aus dunklem Tannengrün empor, reich umbuscht und hier und dort prächtig mit üppigem Efeu bewachsen. Die meisten Mauern sind leider eingestürzt, so daß man nur mit Mühe den Grundriß der Kirche herausfindet. Überall liegen unförmliche, mächtige Mauerstücke; hohe Tannen haben sie mit ihren Wurzeln umkrallt, selbst mitten im Schiffe der Kirche heben sie hoch ihre dunkeln Wipfel empor, ringsum kühles, ernstes Gedämmert verbreitend. Eine Tanne ist umgesunken, so daß sie von einem Steinblock zum andern eine grüne Brücke bildet, während sie mit ihrer Krone doch wieder emporwächst. Den ganzen trümmerbesäeten Boden überzieht eine reiche Pflanzendecke; hier und dort stehen tiefgrüne Schattenpflanzen; manch einsame Waldblume schlägt vom Moosgrunde ihr schönes Auge zum Himmel auf, und wo der Sonnenschein länger ruhen kann, leuchtet die purpurne Erdbeere auf grünem Polster. Es ist ein rechter Ort zum stillen Träumen und Dichten.

Das Hauptstück der Ruine ist eine wohlerhaltene Pfeilerreihe, die noch ihre ganze mächtige Mauerfläche trägt und die Scheidung zwischen

dem Hauptschiffe und dem südlichen Nebenschiffe bezeichnet. Von der äußeren Umfassungsmauer dagegen stehen außer einem Stück, das noch eine enge, sehr ausgeschliffene Wendeltreppe enthält, und einem Stück des Chors nur spärliche Reste. Jenes Stück Mittelschiff genügt aber vollkommen, um die einstige Größe, Schönheit und Bedeutsamkeit dieses interessanten Bauwerks aufs lebendigste ahnen zu lassen.

4. Die Oldenburger bei Le Mans.

Pleitner. Oldenburg im neunzehnten Jahrhundert. II. Oldenburg 1900.

In den ersten Tagen des neuen Jahres (1871) kam aus dem großen Hauptquartier der Befehl an den Prinzen Friedrich Karl, den General Chanzy abermals anzugreifen. Die Franzosen waren mehr als dreimal so stark wie die Deutschen. Die Witterung, erst Frostwetter, dann Tauwetter und strömender Regen, war sehr ungünstig. Dazu kam, daß das von hohen Wallhecken durchschnittene Gelände jeden Fernblick unmöglich machte. Nach einem kleinen Gefechte bei Billeporcher (5. Januar), wurde vom 10. bis 12. Januar die dreitägige Schlacht bei Le Mans geschlagen, in die am 12. Januar auch die Oldenburger eingriffen.

Eine fesselnde Darstellung dieses Teils der Kämpfe gibt ein Vehtaer in einem Schreiben vom 20. Januar.

„Die Vorstadt von Le Mans,“ so berichtet er, „fanden wir geräumt, nur hier und da lugte ein altes Frauen- oder Mannesgesicht, wie mir nachher eingefallen ist, etwas listig um die Ecke. Wir weiter. Als wir, um eine Straßenecke biegend, den Anfang der eigentlichen Stadt passierten, begrüßte uns aus allen umliegenden Häusern, aus allen Fenstern und Türen ein fürchterliches Kleingewehrfeuer. Wir stuzten; aber schon schlägt einer von unseren Trommlern Sturm, und mit Hurra geht es drauf, der Kugeln nicht achtend, über eine große Brücke in die Stadt. Fenster und Türen werden eingeschlagen. Alles niedergemacht, erschossen, erstochen. Die zweite Kompagnie, der Hauptmann an der Spitze, ging weiter, um den Bahnhof zu nehmen. Die Franzosen, auf einen solchen Angriff nicht gefaßt, hielten sich ruhig oder ließen sich gefangen nehmen. Wir kamen ungehindert bis an den Bahnsteig. Aber da ging's los; wir wurden von einem Kugelregen begrüßt, der nicht stärker hätte sein können. Auf mich und zwei Kameraden schoß ein Kerl in der Entfernung von zwei Schritten sein Gewehr ab. Ich hatte ein paar echte Münsterländer bei mir. „Du verfluchte Snieder!“ und links und rechts regnete es derbe Backenstrieche auf meinen armen ‚Franzos‘ nieder, daß ihm Hören und Sehen vergingen, — gewiß eine gnädige Strafe. Auf dem Bahnhofe hielten

mehrere geheizte Lokomotiven. Ein Zug mit etwa einem Bataillon Mobilgarde setzte sich in Bewegung. Wir mit Hurra hinein und schießen links und rechts durch die Wagenfenster, konnten aber leider die Lokomotive nicht mehr erreichen; der Zug fuhr ab, aber mit ihm wohl mancher Tote. Ganze Haufen ohne Ordnung rannten hinterher, denen in der Eile kein Platz vergönnt gewesen. Sie wurden teils niedergemacht, teils gefangen, teils entkamen sie. Aber immer weiter. Auf der Chaussée hielt ein großer Wagenzug von ungefähr dreihundert Wagen. Obgleich die Bedeckungsmannschaften sowie selbst die Fuhrleute sich tapfer verteidigten, er wurde genommen. Immer noch Feuer aus den nicht genommenen Stadtteilen; jedes Haus mußte genommen werden, jeder focht auf eigene Faust.“

5. Die Weser.

Drittes Bremer Lesebuch. 6. Auflage. 1894.

„Ich kenne einen deutschen Strom, der ist mir lieb und wert vor allen.“ So singen wir in einem bekannten Liede zum Preise des Weserstromes, und nicht ohne Grund. Der hochgepriesene Rhein hat seine Quellen auf schweizerischem Boden und seine Mündungen in Holland; die mächtige Donau verläßt bei Passau das Deutsche Reich; Elbe und Oder fließen anfangs auf nichtdeutschem Boden, und die Weichsel gehört nur mit ihrem Unterlaufe Deutschland an. Die Weser aber ist vom Ursprunge bis zu ihrer Mündung ein rein deutscher Strom, und an ihren Ufern wohnen seit uralten Zeiten rein deutsche Stämme.

Die Quellflüsse der Weser sind Werra und Fulda. Jene kommt vom Thüringer Walde, diese entspringt auf dem Rhöngebirge. Bei der kleinen Stadt Münden bilden diese beiden Flüsse durch ihre Vereinigung die Weser, welche nach einem Laufe von 450 km unterhalb Bremerhavens sich in die Nordsee ergießt. Auf der Strecke von Münden bis Minden fließt die Weser im Gebirgslande, von Minden bis zur Mündung durch die norddeutsche Tiefebene. Jene Strecke kann man den Oberlauf, diese den Unterlauf der Weser nennen.

Das Wesertal von Münden bis Minden ist eine der schönsten Gegenden unseres Vaterlandes. Die Berge zur Rechten und Linken, welche den Gesamtnamen „das Wesergebirge“ führen, sind zwar nicht hoch und haben nicht den Schmuck der Weinreben; aber auf ihren Gipfeln und an ihren Abhängen rauschen prächtige Laubwälder, und in den offenen Talgründen liegen blühende Städte und freundliche, wohlhabende Dörfer, umgrünt von Wiesen und reichen Saaten.

Am Oberlauf des herrlichen Stromes fesselt zunächst die Stadt

Mü n d e n unsere Aufmerksamkeit. Der Name des Ortes kommt ohne Zweifel von der Lage an dem Zusammenflusse zweier Flüsse her. Schön bewaldete Berge umgeben das enge, aber liebliche Tal, in welchem die Stadt sich ausdehnt. Zahlreiche Gärten, mit Lusthäusern geschmückt, umschließen mit ihrem Blumensflore die Stadt und geben ihr ein ungemein freundliches Ansehen. Unterhalb Mündens engen bewaldete Höhen das Wesertal immer mehr ein. Wo auf dem linken Ufer die Diemel sich in die Weser ergießt, liegt das freundliche Karls h a f e n, dessen breite, gerade Straßen erkennen lassen, daß es in der neueren Zeit — im Anfange des 18. Jahrhunderts — gegründet wurde. Das benachbarte Dorf Herstelle erinnert mit seinem Namen an das Heerlager, welches Karl der Große hier im Jahre 797 bezog, und in welchem er, von seinen Söhnen und Edlen umgeben, das Weihnachts- und Osterfest feierte.

Von Karls h a f e n ab beginnt der schönste Teil des Weserlaufes. Auf der linken Seite des Flusses erstreckt sich nach Westen hin eine ausgedehnte Hochebene. Auf ihr erheben sich nur wenige bedeutende Gipfel, wie z. B. der sagenreiche Kötterberg. Er ist 500 m hoch und ein vielbesuchter Aussichtspunkt. In seinem Innern, so berichtet der Volksmund, birgt er Gold und Schätze, die einen armen Mann wohl reich machen könnten, wenn er dazu gelangte. Aber gewaltige Riesen verscheuchen die armen Leute, wenn sie in die Höhlen des Berges einzudringen suchen. Und der einzige, den ein Königsfräulein mit Hilfe der Springwurzeln hineinführte, ein friedlicher Schäfer, vergaß drinnen das beste, die Springwurzeln. Krachend schlug das Tor hinter ihm zu, und er konnte nicht wieder hineinkommen.

Weiter stromabwärts erhebt sich zur Linken des Stromes in schöner Umgebung das alte Städtchen Hörter mit seinen schlanken Türmen.

Von Hörter aus führt eine prächtige Allee von alten Kastanienbäumen in einer Viertelstunde an die Tore von Corvey. Diese alte, berühmte Abtei, im Jahre 822 unter Kaiser Ludwig dem Frommen durch die rege Tätigkeit seiner Mönche gegründet, wurde eine Segensquelle für das ganze Sachsenland, ja für den ganzen Norden von Europa; denn von hier aus drangen die Glaubensboten bis tief in die Länder der heidnischen Dänen und Schweden, um diesen das Evangelium zu bringen. Unter ihnen leuchtet vor allen die Gestalt des heiligen Ansgar hervor, der mit Recht der „Apostel des Nordens“ genannt wird. Er beschloß im Jahre 865 sein segensreiches Leben als Erzbischof von Bremen, wo ihm tausend Jahre nach seinem Tode im Angesicht der Kirche, die seinen Namen trägt, ein würdiges Denkmal errichtet worden ist.

Das große, weitläufige Abteigebäude zu Corvey mit seinen Zellen, Kreuzgängen und seiner Kapelle erregt noch heute die Aufmerksamkeit der Besuchenden. Bemerkenswert ist auch die große Bibliothek daselbst, in welcher Hoffmann von Fallersleben, der Dichter des herrlichen Liedes: „Deutschland, Deutschland über alles“, als Verwalter seinen Lebensabend beschloß.

Vorbei an dem betriebsamen Holzminden mit seiner Bau-
gewerkschule und seinen Fabriken fließt die Weser durch ein weites,
grünes Gelände, bis bei Polle die Felsen dicht an den Strom
herantreten. Die Straße am linken Ufer, auf der einen Seite vom
Flusse, auf der andern von der Bergwand eingefast, führt an der Stein-
mühle, auch Teufelsmühle genannt, vorbei, die wie ein Schwalbennest
an den schroff abstürzenden Felsen zu kleben scheint. Bald kommt der
mächtige Eckberg in Sicht, der mit seinem hohen Aussichtsturm auf
die kleine Stadt Bodenwerder herabschaut.

Nun ist das alte, sagenberühmte Hameln nicht mehr fern. Diese
Stadt hat eine herrliche Lage. Auf der einen Seite weichen die Berge
weit zurück, an der andern tritt der steile Klüt fast dicht an den Strom
heran. Der Klüt ist mit schönen Wäldern und Anlagen bedeckt; auf
seiner Spitze thront ein mächtiger Aussichtsturm. Von diesem aus
hat man eine der schönsten Ansichten im ganzen Wesertal. Vom
Fuße des Berges führt eine Kettenbrücke über die Weser nach der
altertümlichen Stadt Hameln. Letztere enthält viele merkwürdige
Giebelhäuser. Das schönste unter diesen ist das alte Hochzeitshaus,
welches das Bremer Rathaus an Größe übertrifft. Unter den Kirchen
ist die größte und prächtigste die alte Münsterkirche. Viele Fremde
besuchen im Sommer die Stadt, um ihre Merkwürdigkeiten zu besehen
und sich an ihrer schönen Umgebung zu erfreuen. Von den Beschäf-
tigungen der Einwohner verdient die seit alter Zeit bestehende Lachs-
fischerei besondere Erwähnung.

Unterhalb Hamelns bildet das breite Wesertal eine der frucht-
barsten und schönsten Landschaften in ganz Deutschland. Besonders
die rechte Seite dieser wahrhaft „goldenen Aue“ ist reich an Natur-
schönheiten. Dort ragt als blauer Bogen der mächtige Süntel empor,
der mit dem majestätischen Hohenstein im Westen abschließt. Dieser
Berggipfel mit seiner schroffen Felsenstirn bietet eine entzückende Aus-
sicht und wird deshalb auch viel besucht. In den wilden Schluchten
des Süntels, nördlich vom Hohenstein, vernichtete Wittekind ein frän-
kisches Heer, wovon der „Blutbach“, der aus dem Süntel zur Weser
hinabfällt, seinen Namen erhalten haben soll. Die Fortsetzung des
Süntels nach Westen hin führt den Namen „Weserkette“. Sie ist
schön gegliedert und enthält eine ganze Reihe herrlicher Aussichts-

punkte. Die bekanntesten darunter sind die Paschenburg und die Luhdener Klippen. Von diesen Klippen, so genannt, weil sie nach der Flußseite fast senkrecht in die Tiefe führen, überschaut man das weite Tal, durch das sich wie ein silbernes Band die Weser in fortwährenden Krümmungen dahinschlängelt. Wie ein grüner Teppich breiten sich die Felder zu beiden Seiten aus, durchschnitten von baumbeschatteten Landstraßen, die von einem freundlichen Dörfchen zum andern führen. Am linken Ufer der Weser sehen wir das Städtchen Rinteln sich erheben und dahinter in blauer Ferne das Lippe'sche Gebirge, von dem bei sehr klarem Wetter das Hermannsdenkmal auf der Grotenburg herüberschaut.

Jetzt wendet sich der Strom der westfälischen Pforte entgegen. Zur Rechten dieser tiefen Weserscharte erhebt sich der Jakobsberg, zur Linken der bedeutend höhere Wittkind'sberg. Von diesem aus, geschmückt mit dem Kaiser Wilhelms-Denkmal, hat man einen prächtigen Blick auf das uralte Minden und darüber hinaus eine weite Fernsicht in die norddeutsche Tiefebene.

Die Ufer der Weser werden nun reizloser. All die Höhen verschwinden, und nur hin und wieder treten langgestreckte Geestrüden nahe an den Fluß heran, wechselnd mit fruchtbarem Marschgelände, welches der Strom im Laufe der Jahrtausende durch seine Überschwemmungen schuf. Schon bei der Stadt Nienburg tritt der Marschboden in ansehnlicher Breite auf. Weiterhin begleiten mächtige Deiche den vielfach gewundenen Flußlauf, um das dahinter liegende Acker- und Wiesenland vor unzeitiger Überflutung zu schützen. Zur Rechten und Linken finden wir große, wohlhabende Dörfer mit schlanken Kirchtürmen. In der Nähe Verdens vereinigt sich die Aller mit der Weser. Sie ist der mächtigste Nebenfluß derselben und vermehrt ihre Gewässer, die nun breiter dahinfluten, um ein Bedeutendes.

So nähert sich der Strom dem altherwürdigen Bremen, der wichtigsten unter allen Städten an der Weser. Es ist Handel und Schifffahrt, was der Stadt von alters her Ansehen und Bedeutung verschafft hat. In einigen Hauptstraßen der Altstadt reiht sich ein Kaufmannshaus an das andere, und an der Weser liegen Reihen von Packhäusern, die von unten bis oben mit Tabak und Baumwolle, mit Kaffee und Reis gefüllt sind. In dem großen Freihafen im Westen der Stadt, der 2 km lang ist, liegen Schiffe aus allen Erdteilen, und die Kräne auf den Ufermauern sind fortwährend in Tätigkeit, um die Schiffe zu löschen oder zu laden. Am Ufer dehnen sich breite Speicher in fast unabsehbaren Reihen aus. Hier stapelt der Kaufmann auf, was seine Schiffe aus fernen Ländern herbeischaffen. Die Waren aus den weiten Vorratskammern Amerikas, vom Kaplande und von

Australien, die Schätze Indiens und der reichen Sundainseln strömen hier zusammen, um nach dem Innern Deutschlands und den benachbarten Ländern geführt zu werden. Was in den verhältnismäßig stillen Straßen der Stadt nicht zum Ausdruck kommt, tritt hier dem Fremden deutlich vor Augen: Bremen ist eine Seehandelsstadt von hervorragender Bedeutung.

Das verdankt die Stadt dem Strome, der sie mit dem zehn Meilen entfernten Meere verbindet. Aber erst durch die Tatkraft und den Unternehmungsgeist der Bürger Bremens ist der Weserstrom in jüngster Zeit wieder eine wichtige Wasserstraße geworden. Noch vor wenigen Jahren wälzte er seine Fluten langsam in breitem Bette in starken Krümmungen dahin. Sandbänke und Untiefen traten der Schifffahrt hindernd in den Weg, und nur Fahrzeuge von 1 bis 2 m Tiefgang konnten bis zur Stadt heraufkommen. Mit dem ungeheuren Kostenaufwande von 30 Millionen Mark hat Bremen die sogenannte Weserkorrektur ausgeführt. Die „lange Bucht“, eine große Krümmung unterhalb der Stadt, wurde beseitigt, indem ein neues Flußbett in gerader Richtung gegraben wurde. Große Bagger vertieften das Fahrwasser, indem sie ungeheure Mengen Sand herauschafften, Dämme aus Reisigbündeln, mit Steinen beschwert und mit Sand hintergeschüttet, engten den Fluß ein und zwangen ihn, in raschem Laufe dem Meere zuzueilen. Es sollte dadurch nicht nur eine allmähliche Versandung der ausgebagerten Fahrrinne verhindert werden, die rasche Strömung sollte noch mehr Sand vom Boden des Flusses mit fortführen und dadurch das Bett weiter vertiefen. Der Erfolg blieb nicht aus. Wenn die Flut jetzt die Wassermassen in der Weser stromauf drängt, zeigt der Fluß bei Bremen nahezu 6 m Wassertiefe. Große überseeische Dampfer des Norddeutschen Lloyd von 100 m Länge können nun bei günstigem Wasserstande im Freihafen vor Anker gehen, und dem überseeischen Handel ist damit der Weg gebahnt bis an die Tore der Stadt Bremen.

Auf ihrem Wege von Bremen bis zur Mündung nimmt die Weser an der Nordgrenze des kleinen Freistaates rechts die Lesum, links die Dichtum auf und berührt darauf am rechten Ufer die kleine bremische Hafenstadt Vegesack, die am Abfall der hohen Geest eine ungemein freundliche Lage hat. Von der Höhe der Dünen aus blickt man hinab auf den Spiegel des Flusses, auf dem Seeschiffe, Flußdampfer und leichte Bote dahingleiten, während jenseits des Flusses die grüne Ebene des durch hohe Deiche geschützten Stedingerlandes sich ausbreitet. Fruchtbare Marschen begleiten nun überall den in ansehnlicher Breite dahinrauschenden Strom. Den Dörfern an seinen Ufern sieht man es an, daß hier Seefahrer ihr Heim haben. Die Häuser sind sauber

in Farbe gehalten, und alles im und am Hause ist so reinlich und ordentlich, wie es der Seemann auf seinem Schiffe gewohnt ist. Nachdem von links her die Hunte ihr Wasser der Weser zugeführt hat, eilt der Strom an Elsfleth und Brake vorüber, zwei Städtchen, deren Bewohner zum großen Teil der Schifffahrt und dem Fischfang obliegen. Als letzte Orte von Bedeutung an den Ufern der Weser begrüßen uns nun Rechtenfleth, die Heimat des Marschendichters Hermann Allmers, dessen Marschenhof eine Kunststätte seltenster Art ist, das mächtig emporstrebende Nordenham und die hervorragenden Hafenplätze Geestemünde und Bremerhaven.

Bremerhaven ist, wie sein Name andeutet, der Hafenort Bremens. Hier liegen in den großen Häfen die Riesendampfer des Norddeutschen Lloyd, welche den Post- und Personenverkehr zwischen Europa und Amerika und Asien vermitteln. Daher strömen hier viele Seereisende zusammen, besonders große Scharen von Auswanderern, die drüben in der fremden Welt das Glück suchen, das ihnen die alte Heimat nicht gewährte. Der Weserstrom gibt ihnen das Geleit, wenn sie hinausziehen auf den stolzen Ozeandampfern. Die Wellen des nun meilenbreiten Stromes rauschen ihnen den Abschiedsgruß. Bojen, Spieren, Seetonnen und Leuchttürme weisen dem Schiffe den Weg durch all die vielen Sandbänke, die der Fluß an seiner Mündung anhäuften, und welche die Flut trügerisch mit ihrem Spiegel deckt. Immer weiter treten die Ufer die Weser auseinander, bis endlich der letzte ferne Küstenstreifen dem Auge verschwindet. Das Meer hat die Fluten des Weserstromes aufgenommen in seinen weiten Schoß.

6. Vom höchsten Punkte zwischen Unterelbe und Unterweser.

Von Franz Buchenau.

Trotz zahlreicher Streifereien in Kreuz und Quer durch unser Flachland hatte ich es nie erreicht, den höchsten Punkt unserer „Zentralheide“, den Wilseder Berg, zu besuchen, an dessen Abhänge außer dem gleichnamigen Orte auch die durch den alten Rosenstock berühmten Dörfer Nieder- und Ober-Haverbeck liegen. So wurden denn zwei Ferientage zu diesem Ausfluge gewählt; ein landeskundiger Freund aus Rotenburg, ein naturwissenschaftlich forschender Kollege aus Bremen schlossen sich an, und es konnte auf die kleine Tour, wenn sie auch nur durch bescheidene Landschaften führte, das Dichterwort angewendet werden:

Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht,
Auf die Fluren verstreut; schöner ein froh Gesicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt.

In Tostedt, dem besten Ausgangspunkte für den Besuch des Wilseder Berges, nahm eine leichte Halbchaise uns auf, welche außer dem Kutscher noch fünf Personen faßte; zwei kräftige Braune zogen an, und rasch ging es durch ein größtenteils angebautes und teilweise bewaldetes Gelände auf einer neuchaussierten Wegstrecke in südöstlicher Richtung nach dem ansehnlichen Dorfe Welle (7 km). Hier wird die uralte Harburg-Hannoversche Heerstraße erreicht, welche fast eine südliche Richtung bis Soltau verfolgt (Tostedt-Soltau etwa 38 km). Die Gegend wird nun überwiegend heidig und moorig; die Chaussee durchschneidet das große Wintermoor; sie ist nach bewährter alter Sitte mit abwechselnd gestellten Birken und Vogelbeeren eingefaßt, welche kräftiges Gedeihen zeigen, während die an die neue Wegstrecke gepflanzten Bergahorne hier in der windigen Gegend nicht recht gedeihen wollen und ihre großen Blattflächen vielfach vom Winde zerrissen sind. Im Osten sind fortwährend die mächtigen Dünen von Hanstedt sichtbar, kahle, gelblich-weiße Sandberge, den weißen Dünen unserer ostfriesischen Inseln vergleichbar, aber vielfach bewachsen mit dem Sonnengold (*Helichrysum arenarium*), der goldgelben Strohblume des deutschen Ostens. — Neun Kilometer südlich von Welle wird das Bett der Wümme (oder Wumme) gekreuzt. Mit Erstaunen erblicken wir es vollständig trocken und werden dahin belehrt, daß die bei Wulfsberg unfern des Wilseder Berges entspringende Wümme im Sommer meist nach kurzem Laufe wieder im Sande versiegt, während sie im Winter eine solche Wasserfülle besitzt, daß oft der Brückendurchlaß unter der Chaussee für sie nicht genügt und ihre Gewässer die letztere überschwemmen. Wir erreichen nun Barrel, nur aus einem Hofe und einem Wirtshause bestehend, für uns aber wichtig, weil hier die alte Heerstraße verlassen und östliche Richtung eingeschlagen werden muß. Nieder-Haverbeck ist nun etwa noch 4, Ober-Haverbeck 5 km entfernt; der Sandweg führt meist über Heide oder durch lichten Kiefernwald; an seinen Rändern sind große Immenbestände aufgestellt, aber die Bienen müssen jetzt gefüttert werden, da der lebhafteste Wind sie am Ausfliegen hindert und die Heideblüte in diesem Jahre verspätet einsetzt. Endlich ist mit starker Ansteigung Ober-Haverbeck erreicht, ein aus vier Höfen bestehendes Dorf, welches etwa 90 m über dem Meeresspiegel sich erheben mag. Beide Orte liegen im Schutze schöner Fichten und Eichen, unter welchen letzteren die näher bei Bremen nicht eben häufige Traubeneiche (*Steineiche*), mit ungestielten Früchten und gestielten, fast lederartigen Blättern, vorwaltet, — es ist die „Fiereke“ unseres Volkes, weil sie beim Ausschlagen im Frühjahr gegen ihre Schwester, die Stieleiche, um mehrere Wochen feiert, d. i. später kommt. Mit Freude beschauen wir die behäbigen, breit hin-

gestreckten, echt niedersächsischen Höfe. Bald aber lenkt wieder der Baumschlag in ihrer Umgebung die Aufmerksamkeit auf sich. Vom Hage des nächsten Hofes leuchten uns die dunkeln, lorbeerartigen Blätter baumartiger Stechpalmen (Hülßen) entgegen. Weiter und weiter locken die prächtigen Vegetationsbilder, welche sie zusammen mit pyramidenförmigem Wacholder und den hochstämmigen Waldbäumen darbieten. Das schönste Bild aber gewährt eine Gruppe auf dem Bokelmannschen Hofe. Eine prächtige, etwa 15 m hohe „Fiereke“ von 3,20 m Stammumfang trägt ihre schön gebaute Krone auf einem geraden Stamm. Um sie herum gruppieren sich zwanzig baumförmige Hülßen, einzelne bis zu 54 cm Stammumfang. So wird ein Dom gebildet, welcher eine geräumige Laube in sich birgt und nur einen durch Steinpfeiler begrenzten Eingang hat. Einzelne Holunder flechten sich zwischen die Zweige der Stechpalmen; jede Lücke nahe über dem Erdboden wird vom Adlersfarn mit seinen vielteiligen Wedeln ausgefüllt, — das Ganze gewährt nicht allein ein lauschiges Plätzchen, sondern zugleich eins der ansprechendsten Bilder echt deutscher Vegetation. Weiterhin lehnen sich die baumartigen Hülßen an hochragende, pyramidenförmige Tannen an, indem sie sich mit denselben zu einem eigenartigen Gesamtbilde vereinigen.

Ober-Haverbeck liegt im Schutze eines „Bannwaldes“, welcher im wesentlichen aus Buchen und Tannen zusammengesetzt ist und in seinem dichten Schlusse keinen Platz für Hülßen gewährt; sie lieben eben nur Gebüsche, Waldränder und siedeln sich gerne im Schutze der lichten, weitverzweigten Eiche an; im Buchenwalde verkümmert die Hülße zu niederem Gestrüpp und verschwindet zuletzt ganz.

In der ungefähren Höhe beider Dörfer zieht sich um den Wilsteder Berg eine Reihe von kleinen oder größeren Quellen herum. Sicher verdanken dieselben ihre Entstehung der Auflagerung des dünnen Geschiebesandes, aus welchem die höheren Teile des Berges bestehen, auf eine tiefere, undurchlässige Schicht des Diluviums. In dieser Region, wenig höher als Alt-Haverbeck und kaum zehn Minuten von diesem Orte entfernt, wächst nun auch der alte Rosenstock. Am Rande eines kleinen Eichen- und Erlengebüsches erhebt er sich aus einer quelligen Nische. Ein starker Wacholderbusch trägt und festigt ihn durch seine zähen, dicht über der Erde gebogenen Stämme.

Durch die genauen Untersuchungen von Bürgermeister Freudenthal sind wir darüber belehrt worden, daß in ihm eigentlich zwei Rosenbüsche durcheinander geflochten sind: ein älterer, abgestorbener, dessen fast knollenförmige Grundachse sich kaum 50 cm über den Boden erhebt und den enormen Umfang von 83 bis 84 cm hat, und ein jüngerer, dessen Grundachse unter der Erde liegt, dessen kräftige

Stämme und Triebe aber über das Geslecht der toten Stämme hinaus sich nach kurzem wagerechten Wachstum freudig dem Lichte zuwenden. — Die erwähnte knollenförmige Grundachse ist gespalten und bereits stark angewittert. Dieerspaltung ist wohl insolge der ungewöhnlichen Schwere der Krone eingetreten; im Volke aber hat sich bereits darüber eine Sage gebildet. Der Rosenstock sei, sagen die Leute, früher über hundert Fuß hoch gewesen und dann von einem Blitze auseinandergerissen worden. Solche Gerede bedürfen freilich keiner Widerlegung; eine größere Höhe als jetzt, etwa 3 bis 4 m, kann der Rosenstock niemals gehabt haben. — Von der Grundachse des noch lebenden Busches gehen zehn stärkere Stämme, teils in horizontaler Richtung, teils sofort senkrecht aufstrebend, aus. Ich maß solche von 28, 18 und 17 cm Umfang; größere konnte ich nicht finden oder doch nicht erreichen, denn es hält ungemein schwer, in dem Gewirre der massenhaften jungen, mit krummen Haken besetzten Schüßlinge zu hantieren, ohne einen allzugroßen Tribut an Haut und Kleidern abzutragen. Die dickeren Stämme besitzen ein außerordentlich festes Holz. Sie streben, durchflochten mit Wacholder, Faulbaum (*Frangula Alnus*) und Himbeeren, in die Höhe und bilden mit diesem zusammen eine Krone von etwa 40 Schritt Umfang. Zur Blütezeit, wenn dieselbe mit Tausenden duftender Rosen bedeckt ist, muß das Ganze einen entzückenden Anblick gewähren. Daß der Gesamteindruck ein viel großartigerer ist als der des tausendjährigen Rosenstockes zu Hildesheim, können wir nach eigener Anschauung versichern. Über die Grundachse dieses letzteren vermögen wir freilich nichts auszusagen, da sie von Erde bedeckt ist. Von den Stämmen über der Erde kann sich aber keiner mit den kräftigsten Stämmen der Haverbecker Rose messen.

Und nun zum Gipfel des Wilseder Berges, der sich schon von weither durch das Balkengerüst der Landesvermessung bemerklich gemacht hat, der aber von hier noch eine gute halbe Stunde entfernt ist! Der Wilseder Berg ist eine sanft ansteigende, weithin gedehnte Heidehöhe mit zahlreichen kleinen, aber unregelmäßig gerichteten Mulden, die zu gering sind, als daß sich Wasseransammlungen in ihnen bilden könnten. Die ganze Höhe wird von unfruchtbarem Sande gebildet, der nur reich ist an Steinbrocken aller Art, vom kleinen Feuersteinsplitter an bis zum mächtigen Steinblock. An vielen Stellen hat die Oberfläche durch die massenhaft umhergestreuten und hervorragenden Blöcke ein geradezu warziges Ansehen.

Die Vegetation auf dem Sande der höheren Teile des Wilseder Berges ist überaus ärmlich. Es gibt große Flächen, auf denen, soweit das forschende Auge einzelne Pflanzen zu unterscheiden vermag, überhaupt nur eine Art von Blütenpflanzen zu erkennen ist: die gewöhnliche

Besenheide (*Calluna*); um den Fuß ihrer Stämme herum wuchern einige Erdsflechten (namentlich die Korallenflechte und das sogenannte Renntiermoos), — das ist auf vielen tausend Quadratmetern die einzige Vegetation. Nur mit großer Aufmerksamkeit gelingt es uns, die Zahl der Blütenpflanzen auf fast ein Duzend zu erhöhen. Es sind der Wachholder, die Dopheide, in den Mulden und an etwas feuchteren Stellen zu ihrer Schwester sich gesellend, die Heidecker, das Steinlabkraut, der Löwenzahn, das kleine Habichtskraut, das Rabenpfötchen, Borstengras, Schaffschwengel, eine Heidesegge, zwischen denen hie und da der gemeine Bärlapp umherkriecht. Einzelne aus den Kulturen angeflogene Kiefern vollenden die Vegetation, welche erst in der quelligen Region — hier aber auch ganz plötzlich — an Reichtum zunimmt. Auf dem Gipfel stehen ein paar alte, aber kaum 5 m hohe Kottannen, zerzaust und durch den Wind einseitig gewendet, echte Wettertannen, stumme Zeugen für die Unwirtlichkeit dieser Höhe.

Der Weg durch das Heidekraut ist nicht ganz unbeschwerlich, aber wir erreichen den Gipfel nach einer guten halben Stunde. Vor uns breitet sich eine weite Landschaft aus. Freilich ist der Blick in die Ferne nicht frei. Von den vier Hauptwetterformen des Sommers: milder, klarer Sommertag, lebhafter Nordwestwind bei trüber Luft, drückende Hitze und strömender Regen, bleibt uns die erste versagt, und so nehmen wir mit der zweiten fürlieb. Gerade diese etwas neblige Ferne paßt vortrefflich zu dem eintönigen, schwermütigen Charakter der Landschaft, welche sich zu unseren Füßen ausbreitet. In alten Zeiten müssen hier die Heidesträucher und der Wachholder fast ausschließlich die Vegetation gebildet haben; jetzt sind weite Strecken von der Regierung in Kiefernwald gelegt, dessen dunkles Grün von dem Braun der Heide sich stark abhebt. Felder mit Ackerfrüchten nehmen nur einen kleineren Raum ein, obwohl sie sich an der Leeseite des Berges, von Wilsede aus, bis nahe unter den Gipfel vorschieben. Ältere Holzungen begrenzen hie und da den Horizont. Im ganzen gewährt die Landschaft den Eindruck des ungemein Gleichförmigen und Eden, wozu allerdings die häßige Luft das ihrige beiträgt. Menschliche Wohnungen sind nur ganz wenige — fast nur altersgraue Strohdächer — zu erkennen. Nur der einzige, aus 12 km Entfernung herüberwinkende spitze Kirchturm von Schneverdingen zeigt an, daß die Gegend dem Christentum gewonnen ist. Die Türme von Hamburg, welche dem von hier aus gespiegelten Sonnenstrahle erreichbar sind, liegen für uns in märchenhafter Ferne. (Die Türme von Bremen sind der Erdkrümmung wegen nicht sichtbar.) Am Abhange des Berges schlägt die hohe Heide in dem lebhaften Winde Wellen wie ein Roggenfeld zur Zeit der Blüte. Eine Herde von schwarzgrauen Heidschnucken

zieht, von dem Schäfer geleitet, langsam über einen Abhang dahin; jetzt verschwindet sie hinter einem Rücken, und nun ist außer uns kein fühlendes Wesen auf der weiten Kunde mehr zu erblicken. — Die großartige Einsamkeit der Landschaft wirkt so bestimmend auf das Gemüt des Beschauers ein, daß nach einigen ausgetauschten Bemerkungen über die Flora und über einzelne in der Ferne sichtbare Gegenstände kaum noch ein Wort zwischen den Reisegefährten gewechselt wird.

Der Wilseder Berg bildet einen wichtigen Dreieckspunkt (einen Punkt erster Ordnung) für die Landesvermessung. Auf seinem Gipfel steht eine Sandsteinsäule mit der Inschrift: Königlich Hannoverische Landesvermessung, 1828. Ihre Deckplatte hat bereits stark durch den Zahn der Zeit, vielleicht auch durch Frevel gelitten; sie erinnert uns an die Tätigkeit von Gauß und unserem Eberhard Klüver. Daneben ist für die jetzige neue Vermessung ein Granitpfeiler mit einem Kreuz und den einfachen Inschriften Δ und T(rigonometrischer) P(unkt) eingelassen. Über diesem Pfeiler erhebt sich das pyramidale Balkengerüst, von welchem aus an hellen Sommertagen der leuchtende Sonnenstrahl immer und immer wieder in die Ferne geschickt wird. Das leicht zu ersteigende Gerüst gewährt natürlich eine besonders gute Übersicht der Landschaft. Die Messingschraube, welche oben in die kleine Tischplatte eingelassen ist, dient zur Aufnahme des spiegelnden Heliostaten. Sie erinnert uns an eins der bewundernswürdigen Werke des menschlichen Geistes, an die genaue Ausmessung der Erdoberfläche, wie sie für unser Vaterland jetzt mit allen Hilfsmitteln der Neuzeit durch den Generalstab der Armee ausgeführt wird.

Der Wilseder Berg liegt unter $53^{\circ} 10'$ nördlicher Breite und unter $9^{\circ} 56'$ östlicher Länge von Greenwich; sein Gipfel erhebt sich 171 m über den Meeresspiegel, während der Weyher Berg, die höchste Höhe in der Nähe von Bremen, nur etwa 60 m hoch ist.

Wir nehmen als Andenken an diese Heidefläche einen Strauß weißblühender Dopheide mit, welche uns von dem Nordabhange entgegenleuchtet, und scheiden von dem Wilseder Berg mit der Erinnerung an ein Naturbild, wie es in unserem dicht bebauten Vaterlande sonst wohl kaum mehr angeschaut werden kann.

7. Der Zwischenahner See.

Drittes Bremer Lesebuch. B. 5. Aufl. Bremen, 1885.

Der Zwischenahner See, auch das Zwischenahner Meer genannt, ist ein anmutig gelegener Landsee im Ammerlande. Er hält ungefähr zwei Stunden im Umfange und ist sehr reich an Fischen, namentlich an Aalen, Hechten und Barschen. Grüne Wiesen, blumige Auen und



hohe, eisenumrannte Eichen bilden den Rahmen des blauen Wasserspiegels. An der Südwestseite erhebt sich altersgrau und bemoost die Kirche von Zwischenahn. Gar freundlich liegt das Kirchdorf Zwischenahn an der Südseite des Sees; hübsche Gartenanlagen reichen bis an das See- gestade. Rund um den See führen gute Fußwege, bald durch schattige Wälder, deren Unterholz die immergrüne Stechpalme bildet, bald über hohe Ackerfelder, wo goldene Saaten wogen, bald unmittelbar am Ge- stade des Sees hin, umrauscht von schlankem Rohr und den schwert- förmigen Blättern der Iris oder Wasserlilie. Namentlich im Sommer lockt die reizende Gegend viele Fremde herbei, die in Zwischenahn oder in Drebergen der ländlichen Ruhe im Anblicke des sonnigen Sees ge- nießen. Entweder wandern sie zu Fuß um den See, oder sie lassen sich auf leichten Segelbooten hinüberfahren. Drebergen liegt im Gebüsch versteckt am nordwestlichen Ufer des Sees. Seinen Namen hat es von drei kleinen Hügeln (Bergen), die, von hohen, alten Eichen gekrönt, unmittelbar am Meer sich erheben und einen köstlichen Ausblick über die klare, silberne Flut nach Zwischenahn gewähren. — Zwischenahn hat seinen Namen von den beiden Bächen (Auen), die den See durch- ziehen, und zwischen denen es gelegen ist. Die ältesten oldenburgischen oder ammersehen Grafen sollen am Zwischenahner See ihren Sitz gehabt und sich nach dem Ammerlande benannt haben. Graf Elimar baute in der Nähe des Zwischenahner Meeres bei dem nach ihm benannten Elmendorf (Elimarsdorf) ein Schloß, worin er wahrscheinlich auch residierte. Eine schönere Gegend als diese konnte er im Oldenburger Lande zu seinem Wohnsitz nicht wählen.

8. Die Watten der Nordseeküsten.

Drittes Bremer Lesebuch. B. 5. Auflage. Bremen, 1885.

Watten heißen die letzten Schlamm- und Sandlager vor dem durch mächtige Deiche geschützten fruchtbaren Marschlande, die noch von der Flut überströmt werden. Sie sind beinahe völlig pflanzenleer, außer wenigen und sehr spärlich stehenden Algenarten. So öde sie aber auch auf den ersten Blick erscheinen mögen, so herrscht doch ein reiches Tierleben über und auf ihnen.

Raum sinkt die Flut, so kommen gleich Schwärme von Seevögeln, um zu sehen, welch Gewürm sich für sie auf der eben entblößten Fläche ertappen läßt. Namentlich sind es ungeheure Scharen weißer und schwarzköpfiger Möwen, welche die Luft nah und fern mit ihrem Ge- flatter und Geschrei erfüllen; dazwischen segeln die kleinen reizenden Seeschwalben mit ihren langen Gabelschwänzen und den fein geschweiften Flügeln; sie stehen oft wie Schwebefliegen unbeweglich in der Luft,

bis sie pfeilschnell auf ihre Beute herabschießen. Auch ein Falke und wohl gar ein Seeadler schwebt mit ruhigem Fluge über die Fläche, indes die hochstehigen Strandreiter, die rotbeinigen, elsterbunten Austernfischer und Scharen von Kiebitzen, Regenpfeifern und kleinen, schnelfüßigen Strandläufern die Sandbänke und Schlammflächen bevölkern. Alles sucht, hascht, schluckt und frist von dieser mit so vielerlei Speisen bedeckten, großen Tafel; aber was für Herrlichkeiten sind auch darauf zu finden! Für den Falken, für die große Seemöwe, für den Austernfischer und andere ansehnlichere Vögel schleicht dort der fette Taschenkrebs über den Sand, und seitwärts gehende Krabben suchen eine Briele zu erreichen, oder es zappelt der platte Butt und der silberweiße Stint, von der Ebbe überrascht, auf dem Trocknen, und Muscheln kaffen in Menge; für Seeschwalben, Kiebitze und Regenpfeifer wimmelt es in den Brieln von Garneelen, und für die ganz kleinen Strandläuferarten findet sich noch Gewürm in Unzahl, — und so wiederholt sich die ganze große Azung in bester Ordnung, Tag für Tag zweimal, jahraus und jahrein.

Aber auch der Mensch eilt herbei, wenn das Watt bloß liegt, um teilzunehmen an dessen Gaben. Dort sieht man barfuß und hochgeschürzt Männer und Frauen in den Brieln waten, kleine Netzhamen vor sich herschiebend, die sie dann und wann in umgehängte Beutel leeren. Sie fangen die kleinen, wohlschmeckenden Krebse, Garneelen, hier zu Lande Granat genannt, welche, mit Salz abgekocht, einen Leckerbissen zum Frühstück und Nachtisch ausmachen und nach allen Städten und Hafenorten der Gegend verschickt werden. Andere fangen in diesen Lachen und Rinnen den Butt, einen Hauptfisch des Brackwassers (Gemisch von Fluß- und Seewasser).

Bei schönem, warmem Wetter sieht man auf dem Sande nicht selten Seehunde sich behaglich sonnen. Man beschleicht sie mit guter Büchse unter dem Winde. Früher waren sie noch viel häufiger, und die Wurster suchten sie sogar im Schlafe zu überfallen und mit Knütteln zu erschlagen, ganz wie in den Polarländern.

Nur mit großer Umsicht und genau die Zeit beachtend kann man sich weiter aufs Watt hinaufwagen, und mancher schon mußte seine Unvorsichtigkeit oder Kühnheit mit seinem Leben bezahlen: denn wehe dem, der noch weit vom höheren Lande entfernt ist, wenn die Flut eintritt.

Eben vorher kann noch weit und breit alles still und ruhig sein, — da kommt der Augenblick der Flut; es erhebt sich ein frischer Wind, das Wasser fängt an zu rauschen, zu schwellen, zu tönen. Jetzt schießt es heran, schneller, immer schneller, rauschender, gieriger, brausender, — und nun kann oft kaum ein Reiter auf schnellem Rosse der gierig

heranwühlenden Flut entfliehen. Sicher verloren und dem entsetzlichen, allmählichen Ertrinken verfallen ist der arme Fußgänger; er eilt atemlos dem Lande zu, schon brüllt die wütende Flut durch alle Priele, und in dem weiten Labyrinth derselben verirrt er sich äußerst leicht; schon strömt das Wasser über den eilenden Fuß, schon erreicht es das Knie; in grauenvollster Angst eilt er weiter, aber seine Eile wird gehemmt; denn die Fluten neken jetzt schon den Gürtel des Unglücklichen, und so weit er späht, ist vielleicht alles eine wild rauschende Wasserwüste; die Menschen hören und sehen ihn nicht, sie wohnen ferne und hinter ihren sichern Deichen; — jetzt ergibt er sich stumpf hinstarrend in sein Schicksal, denn eilen kann er nicht mehr, bloß angstvoll schreien, jammern und beten, da nur noch sein verzweiflungsvolles Antlitz aus der grauen, wallenden Fläche schaut. — Es ist vorbei. — Auch das ist nun verschwunden. Nichts sieht und hört man mehr auf der weiten Wasserfläche, und nur die Wogen singen ihr uraltes Lied fort und fort, wie sie es taten gestern und vorgestern und tun werden morgen und übermorgen und alle Tage und Jahre, von Ewigkeit zu Ewigkeit.

9. Das Steinhuder Meer bei Rehburg.

J. G. Kohl. Nordwestdeutsche Skizzen. 1. Teil. 2. Aufl. Bremen, 1873.

Das Steinhuder Meer ist der größte und bekannteste unter allen den kleinen Seen, die auf der Oberfläche der Heidestriche unseres nordwestlichen Deutschlands zwischen Rhein und Elbe zerstreut sind. Er hat etwa 6 Stunden im Umkreise und bildet im ganzen die Figur eines ziemlich regelmäßigen Ovals, das von Westen nach Osten fast doppelt so lang ist als von Norden nach Süden.

Der See hat jetzt sehr wenig Zuflüsse. Der größte Bach, der in ihn mündet, und der von den Rehburger Bergen herabkommt, ist kaum anderthalb Stunden lang. Von der kleinen nordöstlichen Abdachung dieser Berge empfängt er das wenige dort abfließende Regen- und Quellwasser.

Es ist wahrscheinlich, daß das Steinhuder Meer einstmals einen größeren Fluß in sich aufnahm, nämlich die Leine, die jetzt in einigem Abstände bei ihm vorüberschleicht. Auch mag es unterirdische Quellen und vielleicht sogar noch heutzutage einen versteckten Zusammenhang mit der Leine haben. Ein kleines, unschiffbares Gewässer, der sogenannte „Meerbach“, fließt aus ihm nach Norden ab und mündet in die Weser bei Nienburg. Der See liegt zwischen der Leine im Osten und der Weser im Westen vereinsamt und ohne bedeutende Verbindung mit einem größeren Fluße.

Seine nächsten Ufer sind im ganzen ebenso flach und niedrig wie

sein ganzes Becken. Im Osten greift er in ein großes Moor hinein, das auf unseren Karten den Namen das „tote Moor“ trägt, an Ort und Stelle aber gewöhnlich unter verschiedenen Benennungen bekannt ist, welche von den Dörfern hergenommen sind, denen die Moorstriche gehören. Im Westen ist er von Wiesen, Sümpfen und stellenweise bewaldeten Brüchen umgeben, die hart am See selbst sich fast überall zu völlig ungangbaren, schwankenden und auf dem Wasser schwimmenden Moos- und Grasstrichen verlaufen. Nur in der Mitte seiner Längenerstreckung, sowohl im Norden als im Süden, sind die Ufer etwas höher, trockener, bewohnbarer als an den übrigen Stellen und darum des Anbaues fähig.

Im Norden bespült er eine kleine Dünenkette, die hier ein etwa 25 Fuß hohes sandiges Vorgebirge bildet, das unter dem Namen der „Schwarzen Berge“ bekannt ist. Der Ort Mardorf, der jetzt seine Acker und Besitzungen auf diesen Dünen hat, liegt aber nicht hart am See, vielmehr etwa eine Viertelstunde von seinen Ufern entfernt. Im Süden kommt ein hoch über dem Wasser erhabener und fruchtbarer Lehmschotter ganz nahe zum See heran und bildet feste Ufer. Hier liegt hart am Wasserrande der Ort Steinhude, das einzige Dorf, das sich in dem Wasserspiegel beschaut. Es ist begreiflich, daß dieser von ihm seinen Namen erhielt.

Man möchte den See dem Gesagten nach fast ein „totes Meer“ nennen. Doch verdient er diesen Namen insofern wieder nicht, als ihn das Tierreich nicht meidet. Er ist vielmehr fischreich und von vielen Gattungen von Vögeln belebt. Seine Barsen sind äußerst schwachhaft und seine Male wegen ihrer Größe weithin berühmt. Scharen von Möwen, hier am See „Meerkrähen“ genannt, tummeln sich beständig in den Lüften über seinen Wellen, und wilde Enten, Gänse und Schwäne besuchen ihn auf ihren Wanderungen.

Natürliche Inseln hat das Steinhuder Meer nicht. Dagegen ist in seiner Mitte auf Anordnung des berühmten Prinzen Wilhelm von Bückeburg eine künstliche erwachsen, die aus Baumstämmen, Schutt und Sand aufgeführt wurde und nun das kleine Fort Wilhelmstein auf ihrem Rücken trägt. Diese kleine Insel mit ihrer militärischen Ansiedlung, die einst in ihrer Kriegsschule Feldherren wie Scharnhorst erzog, bildet gleichsam das Auge des Sees. Man sieht sie von allen Seiten her, und ihre Gebäude, Bäume und Gärtchen bringen Leben und Wechsel in den einförmigen Spiegel des Wassers.

Wie die Dörfer und ihre freundlichen Ackerfluren, so ziehen sich, und zwar in noch weiterem Kreise, die Städte und die großen Heerstraßen von dem öden Wasserbecken zurück. Neustadt, Wunstorf, Hagenburg, Rehburg liegen rund um den See; seine Moräste dehnen sich

zwei Stunden weit aus, und die Landstraßen und Eisenbahnen führen um den ganzen Moor- und Waldstrich schon von Nienburg in einem weiten Halbkreis herum, dessen Mitte der See mit seinem Hügelkranze einnimmt.

Im Norden setzt sich nach Nienburg hin die wenig bewohnte Heide-, Moor- und Waldgegend am weitesten, etwa fünf Stunden weit, fort. Nach Süden und Westen hin ist die Wüstenei schmaler und hört bald in den lieblichen Höhen und Tälern des Rehburger Bades auf.

Auf das Klima dieser Berge, denen er nach Norden und Osten hin zu Füßen liegt, soll der See mit seinen Wasserdünsten einen sehr wohlthätigen und mildernden Einfluß üben. Er soll den kalten Nord- und Ostwinden ihre Schärfe nehmen, und ihm vornehmlich soll die Luft dieser Berge und ihres berühmten Kurorts diejenigen wohlthätigen Eigenschaften verdanken, welche den Brustkranken den Aufenthalt dort so angenehm und heilsam machen. Ohne die feuchten Nebel des Steinhuder Meeres, das man schon einigemal abzuzapfen und auszutrocknen gedroht hat, würde es in den Rehburger Bergen, so versichert man, weder die frischen Kräuter, die dort die Ziegen zu Milch und Wolken verarbeiten, noch eine Molkfur, noch ein Bad Rehburg mehr geben.

Ohne den See würde auch die Landschaft umher und die Aussicht von jenen Bergen ihre vornehmste Zierde einbüßen. Denn so reizlos er an und für sich selber ist, so dient er doch durch den Gegensatz den Bergen zum Schmuck. Gern schweift das Auge von den Höhen über den glatten blanken Spiegel hin und erfreut sich des Anblicks seines Farbenwechsels, seiner Wellen und Nebelspiele. Ja, die Phantasie schöpft sogar Unterhaltung aus dem mysteriösen Dunkel seiner in der Ferne aufdämmernden Moräste und Wälder.

Die politische Herrschaft über das „Meer“ und seine Anlande teilen jetzt zwei Staaten, von denen jeder etwa die Hälfte des Uferumfangs besitzt, Preußen die nördliche und Schaumburg-Lippe die südliche Hälfte. Auch das kleine Gebirgshufeisen haben sie unter sich zu gleichen Stücken geteilt. Doch beansprucht die südliche Macht, Lippe-Schaumburg, auf gewisse alte Verhältnisse und Verträge gestützt, die ganze Herrschaft über den See selbst, „so weit das Wasser reicht“, und seine Untertanen, die Steinhuder, sind auch seit alten Zeiten bis auf den heutigen Tag im ausschließlichen Besitz der Fischereien und Schifffahrt auf dem Meere, auf dem die Preußen nicht ein einziges Schiffchen oder Boot unterhalten. Ebenso haben die Bückeburger allein durch die Kanonen und die kleine Mannschaft des genannten Forts Wilhelmstein den See militärisch besetzt.

10. Wangerooge.

Oldenburger Spaziergänge und Ausflüge. Vierte Auflage. Oldenburg 1900.

Wangerooge ist die östlichste in der Reihe der Inseln, die bei Holland anhebt und hier abbricht, um die Weser und Elbe durchzulassen und dann an der Westküste Holsteins bis Jütland von neuem sich fortzusetzen. Auf ihren Nordstrand schlägt mit donnerndem Fuße die Brandung des Ozeans, im Westen und Osten wird sie von den Wattströmungen der Harle und blauen Balje umfaßt, die im Süden unter sich durch das neue Brack verbunden sind. Die Bedeutung des kleinen Eilandes beruht in den Schiffahrtszeichen, die zum Schutze der Einfahrten in die Jade und Weser sich von jeher auf ihr befunden haben, und in den Diensten, welche sie den Deichen des Jeeverlandes leistet, von denen sie den unmittelbaren Anprall der See abhält. Ihre Vergangenheit ist ein Kapitel aus der Leidensgeschichte des friesischen Volkes.

Im vierzehnten Jahrhunderte ist zum ersten Male von einem Dorfe Oideroge die Rede, das weit nordwestlich von dem späteren Dorfe lag. Es verschwand, man weiß nicht genau wann, aber im siebzehnten Jahrhunderte schrieb man, daß dort, wo es vormals gewesen, nunmehr die größten Schiffe segelten. Der hohe Turm seiner Kirche hatte als wichtigste Marke für die Schiffahrt gedient. Weil das Fehlen des alten Seezeichens sehr bedenklich erschien, so begann 1597 auf Drängen der Bremer Kaufmannschaft Graf Johann VI. von Oldenburg den Bau eines neuen, 88 Fuß hohen Turmes, der noch darüber mit schlanken hölzernen Spitzen geziert war. Er lag in dem im damaligen Osten der Insel entstandenen zweiten Dorfe und war zu gleicher Zeit Kirche; denn im zweiten Stockwerke lag der Saal für die kleine Gemeinde, mit Kanzel und Abendmahlstisch. Der Nachfolger des Grafen, Anton Günther, baute später als Gegenleistung für das nach langer Mühe erreichte Weserzollrecht etwas nördlich vom Kirchturme eine Feuerbaake, einen runden Turm, auf welchem zur Winterszeit auf eisernem Roste ein offenes Steinkohlenfeuer brannte, an dessen Stelle 1815 eine Kuppel mit Lampen und 1830 ein neuer Leuchtturm trat.

So führte das Dorf ein ruhiges Dasein. Es hatte einige Handelschiffahrt und trieb Landwirtschaft auf dem Reste der ihm verbliebenen Fettweiden. Die wirtschaftlichen Verhältnisse besserten sich, als im Jahre 1819 Herzog Peter die Badeanstalt gründete, welche zwar mit den gleichzeitig emporgewachsenen Bädern, mit dem vom hannoverschen Hofe und seinem reichen Adel begünstigten Norderney und dem in der Nähe Hamburgs belegenen Helgoland, nicht in Wettbewerb zu treten

vermochte, indessen in günstigen Jahren ebenfalls bis 800 Badegäste heranzog.

Aber gegen Mitte des Jahrhunderts hatte das Schicksal auch dieses Dorfes sich erfüllt. Der Strand war wiederum in Bewegung geraten. Selbst der sorgfältig gepflegte Dünenbau konnte dem starken Abbruche an der den Stürmen ausgesetzten Nordwestseite keinen Einhalt tun. Mit der Sturmflut am zweiten Weihnachtstage 1854, der andere ebenso heftige Fluten um Neujahr und im Februar folgten, brach das Verderben herein. Der Schutzgürtel der Dünen vor dem Dorfe wurde zerstört und der Strand so erniedrigt, daß fortan jede hohe Flut unmittelbar in die Häuser zu laufen drohte. Die Badeanstalt und der größte Teil des Dorfes wurden schon vor dem nächsten Herbst abgebrochen. Die meisten Familien siedelten mit staatlicher Unterstützung nach Barelerhafen über, nur wenige blieben im Osten der Insel, wo in demselben Jahre auch der neue Leuchtturm errichtet ward. Den Kirchturm, der jetzt unmittelbar an den Strand gerückt war, glaubte man nicht mehr halten zu können, bis noch spät im Herbst 1860 die bremische Bauverwaltung einen erfolgreichen Versuch machte, indem sie mit einem Kostenaufwande von 15 000 Mark eine Steinböschung mit Packwerk um den Fuß des alten Bauwerks legte.

Im Jahre 1860 bestand das neue Dorf aus siebenzig Köpfen und fing an, allmählich wieder anzuwachsen, so daß man ihm 1866 eine Kirche baute und 1867 die Badeanstalt neubegründete. In den nächsten Jahren ist es dann gelungen, durch gewaltige Arbeiten und unter Aufwand von mehreren Millionen Mark die Insel im Westen festzuhalten und der sich seit Jahrhunderten vollziehenden Wanderung nach Osten Einhalt zu tun.

Der Hauptreiz der Insel liegt in der Aussicht auf das Meer, das hier so belebt ist wie auf keiner anderen deutschen Insel. Die große Handelsstraße nach der Elbe und Weser geht unmittelbar vorüber, und der Leuchtturm sendet den Vorüberfahrenden Signale oder nimmt die ihrigen auf. Von und zu der Jade kreuzen die Kriegsschiffe, Tender und Panzerfahrzeuge, während das Artillerieschulschiff bei Schillig liegt und die zischend einschlagenden Granaten nach der bei Minsen aufgestellten Scheibe sausen läßt.

Der Spaziergang am Strande richtet sich nach dem eine gemächliche Stunde entfernten alten Kirchturme im Westen. Breit und mächtig baut sich der Kolos aus seiner steinernen Umfrangung auf. Der Eingang zeigt in einem Vorsprunge das Wappen der Oldenburger mit der Jahreszahl 1599 und den Wahlspruch des Erbauers:

Laus deo optimo maximo,
Tandem bona causa triumphat.

Die drei Spizen sind absichtlich so gestellt, daß die eine nach Norden, die andere nach Süden weist. In dem untersten der gewölbten Gefchosse des Innern werden Strandgüter, in dem oberen die Eisignale, schwarze Körbe, aufbewahrt, mit denen man den Schiffen draußen einen Eisgang auf der Weser verkündet. Westlich zeigt ein Nest zer-rissener Dünen, wo das alte Bad mit seinem grünumrankten Kon-versationshause und den niedrigen, hier und dort zerstreuten Inselaner-wohnungen lag. Noch weiter nordwestlich aber kommt bei Ebbe ein langes Riff zum Vorschein, auf dem sich schäumend die Wellen brechen. Es ist das Grab von Oideroge, das Vineta der Insel.

Wessen Augen von dem Blick in die ungeheure Weite der glitzernden Wellen, dessen Ohr von dem dumpfen Rollen der Brandung sich er-müdet fühlt, der macht den Weg zurück durch die Binnenweide am Watt oder durch die Dünen. Er streckt sich träumend in den sonnen-durchwärmten Sand, der nie schmutzt, wo ein mannigfaches Kleinleben zu seinen Füßen sich regt. Vielleicht trägt ein günstiger Wind ihm einen wimmernden Ton herüber. Es ist die auf der Außenjade liegende Heultonne, die, sobald das Wasser unruhig wird, zu heulen beginnt. Wenn aber plötzlich der Nebel einfällt, der Schifffahrt schlimmster Feind, so tritt ein anderer Lärmacher in Tätigkeit. Sowie der Wärter auf der hohen Düne seinen Nachbarn, den Leuchtturm, nicht mehr erkennt, so setzt er das Nebelhorn in Bewegung, und dann klingt es in kürzeren oder längeren Pausen, ein entsetzlich mistönender Ruf, sechs Seemeilen weit über das Meer, um den Schiffer vor jeder gefahrbringenden An-näherung zu warnen.

Noch eigenartiger wird das Bild, sobald der Abend hereingebrochen ist. Der Leuchtturmwärter hat sein Licht angezündet. Im Osten aber tauchen andere Lichter aus der Dunkelheit auf, zuerst die Linie an der Jade, der kleine Turm bei Schillighörne an der Ecke des Festlandes, das Minseener Feuerschiff und das Leuchtschiff auf der Außenjade, dann dahinter die Linie an der Weser, von dem alten Leuchtturme auf dem Hohenwege bei Mellum bis zum Leuchtschiffe Bremen und bis zu dem rötlich blinkenden, am 1. November 1885 eröffneten Leuchtturme auf dem Rotensande, und so herum im Bogen bis zu dem Leuchtschiffe „Weser“ ganz im Norden von Wangerooge, wo der erste Weg zum Lande abbiegt. Und dazwischen grollt in der Ferne das nie rastende Meer, und von der sicheren Insel gleiten die Gedanken zu den Schiffen, die einsam über die dunkle Tiefe eilen und nach den mildtätigen Lichtern spähen, die auf dem führerlosen Pfade ihnen Ziel und Richtung weisen.

II. Der Besuch auf dem Pachtthofe.

Friedrich Jacobs, Schriften für die Jugend. Leipzig, 1843.

Am Morgen waren schon vor Sonnenaufgang alle Bewohner der Pfarre auf den Beinen und in der muntersten Bewegung. Das Frühstück wurde eilig und kaum zur Hälfte verzehrt; und als der Pfarrer Hut und Stock nahm und das Zeichen zum Aufbruch geben wollte, fand er alle seine Begleiter vor der Haustür und auf dem Wege. Den Vater begleiteten die älteren Töchter und Eduard; Aurora und Lili aber erwarteten mit Ungeduld den Wagen, den der Thalkirchner Posthalter schicken sollte, um den Großvater und die Pfarrerin an Ort und Stelle zu bringen. Freilich wären sie lieber mit den älteren Geschwistern gegangen, weil diese früher aufbrachen; als sie aber erst in dem Wagen saßen und der Kutscher die Peitsche über den stattlichen Rappen schwang und Bäume, Häuser und Felder neben ihnen vorbeiflogen, da jubelten sie und freuten sich, daß es so schnell ging. Kurz vor Ried holten sie die Fußgänger ein, die rüstig zugeschritten waren. Der Wagen mußte halten, und alle begrüßten sich mit einer Freude, als ob sie sich wer weiß wie lange nicht gesehen hätten. Die im Wagen Sitzenden reichten die Hände hinaus, die Außenstehenden hinein. Es war ein gewaltiger Jubel. Eduard schwang sich neben den Kutscher auf den Bock; Aurora und Lili aber waren nicht mehr im Wagen zu halten und erzählten, an den Händen des Vaters hängend, von den Merkwürdigkeiten der Reise, den vielen Schafen und den vielen Kühen, die sie gesehen, und wie der Spitz die Gänse umhergejagt und wie der Hirt nach ihm geworfen habe. Der Vater konnte nicht umhin, an allen den merkwürdigen Ereignissen teilzunehmen, und wunderte sich über alles, zur großen Freude der Kinder.

Jetzt schauten die roten Dächer von Ried über die buschigen Nußbäume herüber, und Mariannens helle Augen bemerkten zuerst ein prächtiges Storchnest, das dort seit undenklicher Zeit auf dem Kirchdache liegt; wer in Ried gewesen ist, kennt es. Seine älteren Zusassen waren zuerst nicht zu sehen; aber zwei junge Störche standen darauf und sprangen von Zeit zu Zeit auf ihren roten Beinen kerzengerade in die Höhe, nicht anders, als ob sie tanzten. Das war wieder ein Fest. Und während sie noch hinsahen, kamen auch die Alten herbei, zogen ein paarmal im Kreise um ihren Thron und ließen sich dann mit Anstand darauf nieder. Die Jungen begrüßten sie mit klappernden Schnäbeln; die Alten erwiderten es, und in kurzer Zeit war die Unterhaltung auf dem Neste allgemein; was sie sagten, wußte man freilich nicht; aber untereinander werden sie sich schon verstanden haben.

Auf dem Pachtgute wurden die Ankommenden mit großer Herzlichkeit empfangen. Die Kinder ließen sich nicht lange in der Stube und

beim Frühstück halten, sondern zerstreuten sich auf den Hof, in die Ställe und in den Garten. Zwei Füllen, die frei auf dem Hofe umherliefen und wunderbare Sprünge machten, und ein zahmer Rabe, der gravitatisch unter den Hühnern umher spazierte, wurden besonders geschätzt. Und daß der Spitz des Kutschers, der mit allem Geflügel in offener Fehde lebte, die welschen Hühner neckte, und diese wie ein wohlgeordneter Heerhaufen mit lang vorgestreckten Hälsen von allen Seiten zugleich auf ihn eindringen, so daß er sich endlich auf den Bock des Wagens flüchten mußte, — das war auch ein Fest, das man nicht alle Tage hat.

Nach dem Frühstücke machte der Pächter mit seinen Gästen einen Spaziergang durch den Garten und auf den Wiesen umher, während die Frauen die Küche beschieden. Die Mädchen hatten sich der Kinder bemächtigt, die recht frisch und rund waren, und liefen mit ihnen auf und ab. Eduard trabte neben dem Vater her und hörte den landwirtschaftlichen Gesprächen zu. Der Großvater endlich hatte mit der Mutter der Pächterin Platz in der großen Laube genommen und ging mit ihr die alten Zeiten durch. Jedes war nach seiner Weise seelenvergnügt, und der Himmel, der wie ein reiner Kristall über der Erde lag, schaute auf ein ganzes Völkchen glücklicher Menschen herab, deren Heiterkeit so rein war wie er selbst.

Der Mittag kam schnell heran, und da den Gästen freigestellt wurde, ob sie im Hause oder im Garten essen wollten, wurde der Garten einstimmig vorgezogen. Da war es nun wieder erfreulich zu sehen, wie es bald um den Tisch auch von ungebetenen Gästen wimmelte. Die Hühner waren die kühnsten, und sie fragten nichts danach, daß eben auf dem Tische einige aus ihrer Herde zerlegt und gegessen wurden; etwas weiter entfernt hielten sich die Tauben; die meiste Freude aber machten den Mädchen ein paar Grasmücken, die von den nächsten Zweigen neugierig herabsahen und immer näher und näher kamen. Bis auf den Tisch aber waren sie mit aller Mühe nicht zu locken. Endlich — und das war wohl der größte Spaß — drängten sich auch zwei kleine Ziegen durch den Zaun — die Mutter war vorher keck darübergesprungen — und forderten mit lustigen Sprüngen ihren Teil an der Mahlzeit. Die alte Mutter wollte zwar die zudringlichen Gäste wegscheuchen; aber da wurde einmütig für sie gebeten. „War es denn im Paradiese anders?“ sagte der Großvater. „Säßen da die ersten Eltern nicht auch unter mancherlei Tieren, zahmen und wilden?“ Diese Fragen blieben unbeantwortet, aber das Wegscheuchen wurde unter der Hand fortgesetzt.

Nach aufgehobener Tafel — es war stattlich dabei hergegangen, und der Pächter hatte seinen guten Apfel- und Johannisbeerwein nicht gespart — nahm die Gesellschaft einen Lustgang auf den Meierhof vor, der dem alten Vater des Pächters gehörte. Der Weg ging meist auf

Wiesen und am Wasser hin, immer im Schatten und so eben und wohl-erhalten, daß auch der Großvater kein Bedenken trug, an dem Arme seiner Tochter die halbe Stunde zu Fuß zu gehen. So gut die ganze Gegend angebaut ist, so zeichnet sich doch die Besizung des alten Andreas — unter diesem Namen ist der alte Meier in der ganzen Gegend bekannt — gleich beim ersten Eintritt aus. Die Wiesen scheinen grüner, das Gras fetter und üppiger. Die Äcker sehen Gärten gleich. An den Rändern der Bäche, von denen die Wiesen durchschnitten sind, ziehen sich lange Reihen duftender Akazienbäume hin und teilen die Sammetteppiche in scharfe Vierecke. Alles ist ein Bild der Ordnung und liebevoller Pflege. Da nun alle ihr Wohlgefallen an dem schönen Besiztum bezeigten, sagte ihr Führer: „Und doch war alles, was Sie hier sehen, eh' es in die Hände meines Vater kam, ein zum Teil ver-umpftes, zum Teil dürres und verbranntes Land, auf dem kaum einige magere Kühe eine dürftige Nahrung fanden.“ — „Ist es möglich?“ fragte die Pfarrerin, „und wie lange ist das her?“ — „Es mögen einige fünfzig Jahre sein,“ antwortete der Pächter, „da kam mein Vater aus der Fremde hierher und kaufte die unbrauchbare Steppe für ein geringes Geld.“

Nachdem sie nun noch einige hundert Schritte gegangen waren, sagte der Pächter: „Sehen Sie, dort sitzt mein Vater in dem großen Nußbaume, ganz oben, und schlägt die Nüsse herab. Das läßt er sich nicht nehmen. Er ist noch ein rüstiger Mann, obgleich so hoch in den Jahren. Gott erhalte ihn!“ Dann ging er etwas voraus, begrüßte seinen Vater unter dem Baume und kündigte ihm den Besuch an. „Gut,“ antwortete er, „ich komme gleich,“ warf seine Stange herunter und stieg vorsichtig von einem Zweig zum anderen bis an den Stamm, den er behende herabglitt. Die Gesellschaft wurde freundlich empfangen. Es ist ein recht stattlicher Mann, dieser Andreas, ob er gleich etwas gebückt geht, und sein schneeweißes Haar tut seinem kräftigen Gesichte keinen Schaden. Dabei sieht ihm die helle Gutmütigkeit aus den Augen, und man muß ihm geneigt sein, ehe er noch den Mund aufgetan hat.

Nachdem nun die ersten Begrüßungen vorüber waren, bezeigte ihm die Pfarrerin ihre Verwunderung, daß er sich einer so gefährlichen Beschäftigung unterzöge. „Ich versuche meine Kräfte daran,“ antwortete der alte Andreas, „und es ist mir keine kleine Freude, in meinem achtzigsten Jahre noch das tun zu können, was ich im vierzigsten getan habe.“ Der Großvater fragte ihn, ob er die Feldarbeit wie sonst verrichte. „Meist wie sonst,“ war die Antwort, „nur etwas mehr Zeit brauch' ich dazu; und darauf kommt es nicht eben an. Ich könnte wohl ausruhen, und mancher wundert sich, daß ich nicht lieber müßig gehe. Mag müßig gehn, wer will; mir wäre das härter als die Arbeit;

denn ich bin nie ein Liebhaber vom Zusehen gewesen. Die Arbeit erhält mich gesund, und ich denke, zum Ausruhen ist noch Zeit genug, wenn sie einen ins Grab gelegt haben. Es ist ein altes Sprichwort, daß das Auge des Herrn die Herde fett macht; und ich denke, wo der Herr mit zugreift, blüht und grünt der Acker noch einmal so schön.“ Die Gesellschaft meinte, man sähe das wohl an dem seinigen. Dann traten sie in das Haus, wo gefällige Ordnung und Reinlichkeit, einfaches und festes Hausgerät, blanke Fensterscheiben und weiße Wände zu Gunsten des Besitzers sprachen. Auf dem Tische lag eine aufgeschlagene Bibel, an einer Wand hing ein Bildnis von Luther. Nach kurzem Aufenthalt im Hause traten alle durch die Hintertür in eine geräumige Laube, von Weinreben und Geißblatt überschattet, in welcher einige Näpfe mit saurer Milch aufgetragen wurden. Wer Lust hatte, langte zu; und die wenigsten verschmähten die angenehme Kost, die durch das aufgestreute Brot und den Zucker darüber noch einladender wurde.

Der Anblick der frohen Gesichter um seinen Tisch machte den alten Andreas ungemein heiter, so daß er selbst mit den Kindern umherging, um ihnen die Ställe mit dem wohlgenährten Vieh, die Bienenhäuser und Fischbehälter zu zeigen. Ihre zahlreichen Fragen wurden freundlich und genügend beantwortet, und der alte Mann wußte so angenehm zu sprechen, daß die kleine Lili, die sich zuerst vor seinem Barte gefürchtet hatte, es sich bald gefallen ließ, ihm auf den Armen zu sitzen. „Kinder sind meine größte Freude,“ sagte er, als er zu den anderen zurückkam und der Pfarrerin das Kind wieder zurückgab.

Unter heiteren Gesprächen war die Zeit der Rückkehr unvermerkt herbeigekommen. Der alte Andreas begleitete seine Gäste bis an den Pachtthof, wo ihm die Frauen entgegenkamen und mit herzlichem Händedrücken ihre Freude über sein Erscheinen bezeigten. Der Wagen war jetzt angespannt. Die Kinder wurden noch einmal abgeherzt, dann wurde runderum Abschied genommen, gedankt und baldige Rückkehr versprochen. Nicht leicht ist ein Versprechen so gern gegeben worden. Plaudernd und lachend kehrte die Karawane bei Mondschein nach Mainau zurück. Lili war mitten im Plaudern auf dem Schoße der Mutter eingeschlafen. Noch lange hatten alle von dem vergnügten Tage zu sprechen.

12. Der Musketier und sein Hauptmann.

Plaitner. Heil dir, o Oldenburg! Oldenburg 1901.

Vor Ladon, da steht ein Musketier;
 Der nimmt den Franzmann aufs Visier.
 Ein guter Schütze, nach jedem Schuß
 Ein Welscher zu Boden sinken muß.

Da taumelt der Wackere; da sinkt er ins Gras,
 Das wird von seinem Blute naß.
 Die welschen Kugeln trafen gut.
 Heiß rinnt aus drei Wunden das rote Blut.
 Die Brüder blicket er flehend an:
 „Den Hauptmann ruft mir, den Hauptmann heran!“ —
 Sie schauen ihn an, sie fassen es nicht.
 „Der Hauptmann!“ die bebende Lippe spricht.
 Da naht schon der Führer, des er begehrt.
 Er kniet zu ihm nieder auf die Erd’.
 „Herr Hauptmann,“ spricht der Wunde leif’,
 „Ihr zürnt mir seit Weß schon, ich weiß, ich weiß! —
 Da schaltet Ihr mich, zwar hart, doch gerecht,
 Könnt Ihr mir verzeihen, Herr Hauptmann, sprecht?“ —
 Der blicket ihn tränenden Auges an
 Und neigt sich zu dem todwunden Mann.
 Die müde Rechte faßt er und spricht:
 „Der Bitte, Freund, bedarf es nicht.
 Wenn jemals Ihr gefehlt, so wißt:
 Dem Tapferen alles verziehen ist!“ —
 Da blitzt aus dem Auge des Wunden ein Strahl;
 „Habt Dank, Herr Hauptmann, viel tausendmal.
 Jetzt kann ich sterben frohgemut!“ —
 Die Lippe schweigt, heiß rinnt das Blut. —
 Der Donner rollt. Hurra tönt von fern. —
 Ein Tapferer ging ein zu seinem Herrn.

13. Der kostbare Stuhl.

Pleitner. Heil dir, o Oldenburg! Oldenburg 1901.

Der Bauer steht befangen
 Zu Oldenburg im Schloß.
 In Sammet und Seide prangen
 Sieht er der Diener Troß.
 Rings stehen an den Wänden
 Viel Stühle, goldeschwer,
 Er wiegt sie in den Händen
 Und prüft sie hin und her.

Da tritt der Graf ins Zimmer
 Und lachet überlaut:
 „Ich wette, Ihr habt nimmer
 Solch reichen Stuhl geschaut!“
 Der Bauer spricht bedächtig:
 „Herr, Ihr seid stolz und reich.
 Die Stühle sind gar prächtig,
 Doch meinem Sitz nicht gleich!“ —

„Ei,“ zürnt des Grafen Gnaden,
„Das ist ein schlechter Wit.
Ich will zu Gast mich laden
Bei Euch; zeigt mir den Sitz!“

Nicht lang, zieht aus dem Schlosse
Der Graf zu jagen aus,
Und hält auf stolzem Rosse
Bald vor des Bauern Haus.

Dienstfertig an der Pforte
Der Bauer steht bereit.

„Jüngst sprach Ihr stolze Worte;
Gedenkt ihr noch der Zeit?“

„Wohl,“ spricht er und geleitet
Den Herrn nach kurzer Frist
Dahin, wo ihm bereitet
Der selbne Sessel ist.

Mit Korn gefüllt vier Säcke
Schaut er dort, voll und rund;
Darüber eine Decke
Gebreitet, farbenbunt.

Er staunt, dann auf den reichen
Sitz sinkt er nieder schwer
Und lacht: „Auf einem gleichen
Saß nie ein edler Herr!“

Es will ihm wohlgefallen
Ein solcher Bauernwit.

„In meines Schlosses Hallen
War nie solch reicher Sitz!“

14. Das Mondlicht liegt auf bleicher Heid'.

Wagboldt. Heimat und Fremde. Oldenburg 1876.

Das Mondlicht liegt auf bleicher Heid',
Im Grau verschwimmt der ferne Wald,
So einsam ist es weit und breit,
Vom Moor der Unke Ruf erschallt.

Die Unke ist ein Königskind,
Die sitzt verzaubert tief im Moor,
Doch wer die rechten Worte find't,
Dem steigt als Jungfrau sie empor;

Und wer zur Braut sie sich erwählt,
Der wird ein König weit im Land; —
Der Schäfer hat mir's so erzählt,
Den ich am Saum der Heide fand. —

15. Der träumende See.

Julius Rosen. Sämtliche Werke. I. Oldenburg 1863.

Der See ruht tief im blauen Traum,
Von Wasserblumen zugedeckt;
Ihr Böglein hoch im Fichtenbaum,
Daß ihr mir nicht den Schläfer weckt!

Doch leise weht das Schilf und wiegt
Das Haupt mit leichtem Sinn;
Ein blauer Falter aber fliegt
Darüber einsam hin.

16. Erhebe deine Schwingen.

Poppe. Am Zwischenahner See. Oldenburg 1869.

Erhebe deine Schwingen, O Lerche, von der Au! Heb an, ein Lied zu singen Vom Himmel, hoch und blau!	Es will nun Tag bald werden, Die Nacht ist nun vorbei; Wer singen kann auf Erden, Der sänge froh und frei!
Sing deiner Sonn' entgegen, Wenn strahlend sie erwacht, Sing Liebe, Glück und Segen, Daß uns das Herze lacht!	Erhebe dein Gefieder, Noch feucht vom Morgentau, Und schmettre hell hernieder Dein Jubellied zur Au!

17. De Dörpflock.

Von D. Thyen. Aus Poppe: Album oldenburgischer Dichter. 2. Auflage. Oldenburg und Leipzig. 1897.

De lütje Klock hoch in den Doorn
Hett dor all lange Jahren hungem.
In Freid so hell, in Trox so dump
Hett se bi Döp und Gräwnis klungen.
Hell klung se, wenn in Sömmernacht
Ut'n anner Dörp de Brägam keem,
As he na Krieg und heeten Dag
Sin Brut mit na de Karfen neem. —
Dump klung se, as de ole Ba'r
För immer slot de Dgen to; —
Dump klung se, as de Nawers trö
Um brochden hen tor lezten Koh. —
Hell klung se, as de jungen Burß'n
Hentrudden in den Krieg henut,
As se as Siegers wedderkeem'n,
Keep se dör't ganze Dörp so lud:
„Fräden! — Fräden! — is dat wedder,
Enig use dütsche Kiek, —
Gott mag sinen Segen gemen,
Volk un Kaiser, — ewiglik!“